

(Nachdruck verboten.)

27]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Der Weihnachtsabend war da. Die Männer kamen torfelnd in ihrem schweren Trab, und die Fabrikarbeiterinnen kamen gestürzt. Hier und da sicherte ihnen aus den langen Gängen ein schwaches Weinen entgegen, so daß die milchgefüllten Brüste schmerzten. Die Kinder liefen ununterbrochen hin und her und holten die letzten Zutaten. Unten am Ausgang zur Straße mußten sie sich an zwei Kerlen vorbeidrängen, die dastanden und in der Kälte schauderten. Sie sahen so verdächtig aus. „Da unten stehen zwei, aber es sind keine richtigen,“ meldete Karl. „Sie sehen aus wie die aus dem Kasino.“ „Auf zu der alten Franzen hinüber und sag ihr das.“ Aber die Alte antwortete nur: „Gott sei Dank, dann haben sie ihn noch nicht gefaßt!“

Drüben bei Ollsens war die Tochter Elvira nach Hause gekommen. Das Kouleaug war nicht herabgelassen, und sie stand am Fenster mit ihrem mächtigen Gut mit den Blumen und ließ sich bewundern. Marie kam herein gelaufen: „Hast Du gesehen, wie fein sie ist, Pelle?“ sagte sie ganz benommen. „Und all das kriegt sie umsonst von den Herren, bloß, weil sie finden, daß sie so hübsch ist. Aber des Abends dann malt sie ihre Backen bloß an!“

Die Kinder trieben sich draußen auf dem Gang herum und warteten darauf, daß Pelle fertig werden sollte. Sie wollten nicht ohne ihn Weihnachten feiern. Aber nun machte er auch Feierabend; er darf eine Tade über, packte die Arbeit ein und lief davon.

Draußen auf der Plattform blieb er einen Augenblick stehen. Er konnte den Lichtschein aus der Stadt an dem tief mit Sternen übersäten Himmel aufblinzeln sehen. Die Nacht war so feierlich schön. Unter ihm hing das Holzwerk verlassen und seufzte im Frost; alle Türen waren geschlossen, um die Kälte draußen und die Freude drinnen zu halten. „Hoch herab von dem grünen Baum,“ ertönte es von irgendwo her. Der Lichtschein fiel durch das Fenster und bahnte sich einen Weg die Treppe hinauf und wandte ein Paar fragende Augen empor, um nach dem Weihnachtsstern zu spähen! Bei Frau Franzen war Licht. Sie hatte heute ein weißes Tuch vor das Fenster gehängt und es stramm davorgezogen; die Lampe stand dicht neben der Gardine, so daß derjenige, der sich da drinnen bewegte, keinen Schatten darauf werfen konnte.

Das arme alte Wurm, dachte Pelle, während er lief, die Mühe könnte sie sich gewiß sparen. Als er die Arbeit abgeliefert hatte, lief er in die Gobbergstraße hinüber, um Ellen ein fröhliches Fest zu wünschen.

In seiner Stube war festlich gedeckt, als er wieder nach Hause kam: Schweinskarbonade, Reisbrei und Weihnachtsbier. Marie glühte vor Stolz über ihr Werk; sie sah da und nötigte die anderen, aß aber selbst fast nichts.

„Solch gutes Essen solltest Du jeden Tag machen, Deern!“ sagte Karl und hieb ein. „Du könntest, weiß Gott, in der königlichen Küche angestellt werden!“

„Warum ist Du denn gar nicht von dem schönen Essen?“ fragte Pelle.

„Ach nein, ich kann nicht,“ antwortete sie und griff sich an die Wangen; ihre Augen strahlten ihm entgegen.

Sie lachten und plauderten und stießen mit dem Weihnachtsbier an. Karl kam mit den neuesten Wizen und letzten Gassenbauern; so etwas sammelte er auf seinen Streiffahrten durch die Stadt auf. Peter sah da und sah unerschütterlich bald den einen, bald den anderen an. Er lachte nie, aber von Zeit zu Zeit kam er mit einer trockenen Bemerkung, die davon zeugte, daß er sich amüsierte. Sie sahen immer wieder nach dem Fenster der alten Franzen hinüber. — Es war ein Jammer, daß sie nicht mit dabei sein konnte,

Jetzt brannten da drüben fünf Lichter, sie sahen offenbar auf einem kleinen Tannenbaum in einem Blumentopf. Sie bewegten sich wie ferne Sterne durch den weißen Vorhang, und Frau Franzens Stimme klang dünn und gesprungen:

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Pelle öffnete das Fenster und lauschte; es wunderte ihn, daß die arme Alte so fröhlich sein konnte.

Plötzlich ertönte eine warnende Stimme von unten hinauf: „Frau Franzen, es kommt Besuch!“

Rings umher auf den Galerien flogen Türen und Fenster auf, Gestalten stürzten aus den Türen, ein Stück Butterbrot in der Hand und lehnten sich über das Geländer. „Wer wagt es, den Weihnachtsfrieden zu stören?“ fragte drohend eine tiefe Stimme.

„Die Vertreter des Gesetzes“, wurde von da unten aus der Dunkelheit geantwortet. „Verhaltet Euch alle ruhig, im Namen des Gesetzes!“

Drüben an Frau Franzens Seite wurden zwei Gestalten sichtbar, die lautlos auf allen Vieren hinaufliefen. Dort oben geschah nichts, sie hatten offenbar den Kopf verloren. „Ferdinand, Ferdinand!“ gellte eine Mädchenstimme wild. „Nu kommen sie!“

Im selben Augenblick flog die Tür auf, mit einem Sprung stand Ferdinand auf der Plattform. Er schleuderte einen Stuhl zu den Verfolgern hinunter und rüttelte rasend an dem Taugeländer, um sie von der Treppe herunter zu stoßen. Dann faßte er nach der Dachrinne und schwang sich hinauf. „Adieu, Mutter!“ rief er von da oben her; sein Sprung schallte in die Finsternis hinaus. „Adieu, Mutter, und fröhliches Weihnachtsfest!“ Sohl, wie das Brüllen eines kranken Tieres stieg der Ruf weit hinaus in die Nacht und man hörte die strachelnde Jagd der Schutzleute über die Dächer. Und dann wurde alles still.

Siekehrten unverrichteter Sache zurück. „Na, den haben sie ja nicht gekriegt,“ rief Ollen überlegen von seinem Fenster hinaus.

„Nein, glaubt Ihr, daß wir uns um seinetwillen den Hals brechen wollen?“ erwiderten die Schutzleute und krabbelten hinunter. „Spendiert keiner ein Glas Weihnachtsbier?“ Als keine Antwort erfolgte, gingen sie.

Die alte Franzen ging in ihre Stube hinein und schloß ab; sie war müde und sorgenvoll und wollte zu Bett gehen. Aber nach einer Weile kam sie über den langen Gang gelatscht. „Pelle,“ flüsterte sie, „er liegt in meiner Stube! Während sie auf den Dächern herumkrabbelten, hat er sich ganz leise über den Boden heruntergeschlichen und sich in mein Bett gelegt. Großer Gott, seit vier Monaten hat er in keinem Bett gelegen, er schnarcht schon!“ Und dann schlich sie wieder hinaus.

Ja, das war eine böse Unterbrechung! Niemand hatte Lust von neuem wieder anzufangen außer Karl, und den rechnete Marie nicht mit, denn der war immer hungrig. So deckte sie denn ab und plauderte, während sie aus und ein ging; sie mochte es nicht, daß Pelle ernsthaft war.

„Aber das Geheimnis,“ rief sie plötzlich ganz überrascht aus. Die Jungen liefen zu ihr hinein; dann kamen sie wieder, dicht nebeneinander und Marie hinter ihnen mit etwas unter der Schürze. Die beiden Jungen warfen sich über Pelle und hielten ihm die Augen zu, während Marie ihm etwas in den Mund steckte. „Nat mal,“ riefen sie, „rat mal!“ Es war eine Porzellanpfeife mit grünem, seidenem Quast. Auf dem Pfeifenkopf war ein Zehnkronezeichen abgebildet, Ellens Weihnachtsgeschenk für ihn. Die Kinder hatten eine Lütte Tabak hinzugefügt. „Nun kannst Du ordentlich rauchen,“ sagte Marie und klemmte seinen Mund um die Pfeifenpitze zusammen, Du bist ja schon im voraus so klug.“

Die Kinder hatten Gäste zum Weihnachtsbaum eingeladen: Die Nähterin, den alten Nachtwächter unten vom Hof, die Fabrikarbeiterin mit ihrem kleinen Jungen, alle, die zu Hause saßen und das Weihnachtsfest allein feierten. Sie wußten selbst nicht, wie viele! Hanne und ihre Mutter waren auch eingeladen, waren aber früh zu Bett gegangen. Sie waren nicht zu Geselligkeit aufgelegt. Nun kamen sie einer nach dem anderen angezogen mit munteren Gesichtern.

Marie löschte die Lampe aus und ging hinein, um den Weihnachtsbaum anzuzünden.

Sie saßen schweigend und erwartungsvoll da. Der Schein aus dem Ofen flackerte launenvoll im Zimmer hin und her, beleuchtete ein Gesicht mit gesenkten Augenlidern und gespannten Zügen und sprang mit einem kleinen Knall davon. Der kleine Junge der Fabrikarbeiterin war der einzige, der schwatzte; er hatte Zuflucht auf Pelles Knie gesucht und fühlte sich ganz wohl in der Dunkelheit; die Kinderstimme klang so wunderbar leicht in dieser Beleuchtung. „Paul muß ganz hübsch still sein.“ wiederholte die Mutter ermahnend.

„Darf Paul gar nicht pechen?“ fragte der Junge und fühlte nach Pelles Gesicht.

„Ja, heut abend darf Paul alles, was er will,“ antwortete Pella. Dann plauderte der Junge weiter und stieß mit den kleinen Beinen nach der Dunkelheit.

„Jetzt dürst Ihr kommen!“ rief Marie und machte die Tür nach dem Gang auf. Drinnen im Zimmer der Kinder war ausgeräumt. Der Tannenbaum stand in der Mitte an der Erde und strahlte. Nein, wie prächtig er war und wie groß! Nun konnte man die Augen ordentlich aufsperrn. Die Lichter blickten darin und in den Fensterscheiben, in dem alten Mahagonispiegel und in dem Glas der Schillingsbilder, so daß man plötzlich zwischen Myriaden von Sternen sich bewegte und alles Glend vergaß. Es war, als wäre man fortgerückt von allen Sorgen und Kümernissen, geradeswegs hinein in die Herrlichkeit; und auf einmal ertönte eine feine, klare Stimme, zitternd vor Verlegenheit sang sie:

„Willkommen aufs neu, ihr Engelein klein,
Vom hohen Himmelsaal,
Mit schönen Kleidern aus Sonnenschein,
Im Erdenchattental!“

Es klang wie ein Gruß aus den Wolken. Sie schlossen die Augen und wanderten Hand in Hand um den Baum herum. Dann schwieg die Näherin errötend. „Ihr singt ja gar nicht mit!“ rief sie aus.

„Jetzt wollen wir ein Weihnachtslied singen, das wir alle kennen,“ sagte Pella.

„Hoch herab von dem grünen Baum“ schlug Karl vor. Ja, dann sang man das. Es paßte ausgezeichnet hierher, selbst der Name Peter paßte! Und es war amüsant mit all den Geschenken, die in dem Lied aufmarschiert kamen; jeder einzelne war bedacht! Das mit dem Geldbeutel am Ende war nur allzu wahr. Man konnte noch viel mehr über dies Lied sagen. Aber plötzlich fehlten die Knaben den Ringeltanz in Bewegung, sie trampelten wie ein paar Soldaten, und das Ganze wirbelte dann in wilder Fahrt, ein wahrer Sergentanz.

„Sei, du dumme,
Mein Mann fiel um!
Es war am Weihnachtsabend.
Ich nahm einen Stod,
Klopft ihm den Rod!
Es war am Weihnachtsabend.“

Wie heiß all das Licht machte und wie es zu Kopf stieg! Die Tür nach dem Gang mußte geöffnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

8] Von Leo Tolstoi.

Er fragte Eldar, der ihn aufsuchte, wo die Muriden untergebracht seien, wo sich die Pferde befänden, und ob man ihnen die Waffen abgenommen habe.

Eldar antwortete, die Pferde ständen im fürstlichen Marstall, und die Leute befänden sich in einem Schuppen; die Waffen habe man ihnen belassen, und für ihre Bewirtung mit Speise und Trank habe der Dolmetscher Sorge getragen.

Chadschi-Murat schüttelte, während er seine Vorbereitungen zum Gebet traf, verwundert den Kopf. Nachdem er gebetet hatte, ließ er sich einen silbernen Dolch bringen, kleidete sich an, umgürtete sich und horchte in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, auf dem niedrigen Divan, der sich in dem Zimmer befand, nieder. Es war in der fünften Stunde, als er zur Tafel beim Fürsten gerufen wurde.

Beim Mittagessen nahm Chadschi-Murat nur etwas von einer Reisspeise, und zwar genau an derselben Stelle, an der auch die Fürstin sich bedient hatte.

„Er fürchtet, daß wir ihn vergiften könnten,“ sagte die Fürstin zu ihrem Gatten. „Er hat von derselben Stelle genommen wie ich.“

Nach Tisch ließ sie Chadschi-Murat durch den Dolmetscher fragen, wann er wieder beten würde. Chadschi-Murat hob fünf Finger in die Höhe und zeigte nach der Sonne.

„Es ist bald so weit,“ sagte Woronzow, zog seine kunstvoll gearbeitete Breguettsche Taschenuhr hervor und drückte an einer Feder. Das Uhrwerk schlug drei Viertel auf fünf. Chadschi-Murat hörte mit Staunen die feinen, klingenden Töne — er hat, die Uhr genauer betrachten und das Schlagwerk noch einmal vernehmen zu dürfen.

„Das scheint mir ein passendes Gegengeschenk für ihn, gib ihm die Uhr,“ sagte die Fürstin auf französisch zu ihrem Gatten. Woronzow bot die Uhr sogleich Chadschi-Murat an. Dieser kreuzte die Arme über seiner Brust und nahm die Uhr entgegen. Er setzte das Schlagwerk noch einige Male in Bewegung, tauschte auf den Klang der Uhr und nickte beifällig mit dem Kopfe.

Nach dem Mittagessen wurde dem Fürsten der Adjutant des Generals Meller-Safomelskij gemeldet. Der Adjutant hatte dem Fürsten auszurufen, daß der General, der inzwischen von der Ankunft Chadschi-Murats gehört hatte, höchst ungehalten darüber sei, daß ihm davon keine Meldung gemacht worden. Er verlange nun, daß Chadschi-Murat ihm sogleich übergeben würde. Woronzow entgegnete, der Befehl des Generals werde erfüllt werden; er ließ Chadschi-Murat durch den Dolmetscher den Wunsch des Generals übermitteln und bat ihn, mit ihm zusammen zu Meller zu gehen.

Als die Fürstin hörte, weshalb der Adjutant gekommen sei, begriff sie sogleich, daß zwischen ihrem Gatten und dem General leicht Mißverständnisse entstehen könnten, und so beschloß sie, trotz aller Einwendungen des Fürsten, mit ihm und Chadschi-Murat zusammen zum General zu gehen.

„Es ist besser, Du bleibst hier — die Sache geht mich ganz allein an,“ meinte Woronzow.

„Du kannst mich nicht hindern, der Frau Generalin einen Besuch abzustatten,“ gab sie zur Antwort.

„Dazu ist jede andere Zeit ebensovogut geeignet.“

„Und ich will gerade jetzt hingehen.“

Er mußte sie gewähren lassen, und so begaben sie sich zu dreien nach der Wohnung des Generals.

Als sie dort ankamen, geleitete Meller die Fürstin halb mürrisch, halb ehrerbietig nach dem Zimmer seiner Frau, während er Chadschi-Murat durch den Adjutanten nach dem Empfangszimmer führen ließ, das er bis auf weiteres nicht verlassen sollte.

„Ich bitte,“ sagte er, nachdem er die Damen zusammengebracht, zu Woronzow und öffnete die Tür seines Kabinetts, in das er mit dem Fürsten eintrat.

Ohne den Fürsten zum Sitzen einzuladen, trat er mit finsterner Miene vor ihn hin und begann:

„Ich führe hier das Kommando und habe daher alle Unterhandlungen mit dem Feinde zu führen. Warum haben Sie mir die Ankunft Chadschi-Murats nicht gemeldet?“

„Chadschi-Murat sandte einen Boten zu mir, mit der Ankündigung, daß er sich mir persönlich ergeben wolle,“ antwortete Woronzow, ganz bleich vor Erregung. Er war auf einen heftigen Ausfall des ergrimnten Generals gefaßt, dessen zornige Erregung in ihm das gleiche Gefühl wachrief.

„Ich frage, warum Sie mir keine Meldung erstattet haben?“

„Ich hatte die Absicht, es zu tun, Baron, indes . . .“

„Ich bin für Sie nicht der Baron, sondern die Erzuzelz,“ platzte der General heraus, und sein ganzer, lange zurückgehaltener Karger kam alsbald zum Durchbruch. Alle Unzufriedenheit, die sich in seiner Seele angesammelt hatte, drang mit Gewalt an die Oberfläche. „Habe ich meinem Kaiser,“ fuhr er fort, „vielleicht darum siebenundzwanzig Jahre lang treu gedient, daß mir nun junge Leute von gestern, die sich auf ihre verwandtschaftlichen Beziehungen etwas zugute tun, in meine Dienstangelegenheiten hineinpuschen?“

„Erzuzelz, ich bitte Sie, solche ungerechten Anschuldigungen zu unterlassen,“ unterbrach ihn Woronzow.

„Es ist nur die Wahrheit, was ich sage, und ich lasse mir das nicht länger gefallen,“ versetzte der General, der immer erregter wurde.

In diesem Augenblick rauschte Maria Wassiljewna ins Zimmer, und hinter ihr her kam eine ältliche Dame von kleinem Wuchse und bescheidenem Aussehen herein — es war die Gattin Meller-Safomelskij's.

„Nun, lassen Sie schon gut sein, Baron — Simon hat nicht einen Augenblick daran gedacht, Ihnen irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten,“ sagte Maria Wassiljewna.

„Das habe ich auch nicht behauptet, Fürstin . . .“

„Seien wir friedlich, General! Sie wissen: besser ein magerer Friede als ein fetter Streit. Das ist wenigstens meine Meinung,“ versetzte sie lächelnd.

Der ergrimnte Krieger vermochte dem bezaubernden Lächeln der schönen Frau nicht zu widerstehen. Unter seinem mächtigen Schnurrbart zuckte gleichfalls ein Lächeln.

„Ich gebe zu, daß ich nicht richtig gehandelt habe,“ sagte Woronzow, „indes . . .“

„Na, und ich habe mich hinreißen lassen,“ versetzte Meller und reichte dem Fürsten die Hand.

Der Friede war wieder hergestellt, und es ward beschlossen, daß Chadschi-Murat einige Zeit unter Mellers Obhut bleiben und dann dem Befehlshaber des linken Flügels, General Koslowskij, übergeben werden sollte. Chadschi-Murat hatte, während die beiden Offiziere miteinander stritten, im anstehenden Empfangszimmer gesessen, und wenn er auch nicht verstand, was gesprochen wurde, so begriff er doch so viel, daß der Streit sich um seine Person

drehte, daß sein Abfall von Schamyl für die Russen von großer Bedeutung war, und daß er, wenn sie ihn nicht verschickten oder töteten, für seinen Uebertritt einen hohen Preis fordern könne. Er hatte auch begriffen, daß Weller-Satomelskij, abgesehen er den höheren Rang bekleidete, doch nicht den gleichen Einfluß wie der ihm untergebene Woronzow besaß, daß er sich daher an Woronzow und nicht an Weller-Satomelskij zu halten habe. Als nun Weller-Satomelskij Chadschi-Murat vor sich beschied und ihn über seine Absichten und Pläne befragte, nahm Chadschi-Murat eine feierlich-stolze Haltung an und sagte, er sei aus den Bergen niedergestiegen, um dem weißen Jaren zu dienen, und werde alles Weitere mit dem „Sardar“, dem Oberstkommandierenden, Fürsten Woronzow in Tiflis, verabreden.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Dickens.

II.

In dem Jahre der Piskawidier — 1837 — wurde auf den englischen Büchermarkt ein Werk geworfen, das die französische Revolution in leidenschaftlichem Glänze schilderte. Es gab die Ereignisse der riesigen Bewegung ungehinkt und unverzerrt. Jakobinische Neigungen lagen dem Verfasser fern, er wollte nicht zur revolutionären Inbrunst aufstacheln. Aber das Werk sollte politisch erziehen: es sollte warnen vor den Ausbrüchen sozialer Verzweiflung, sollte raten, die Ursachen solcher Ausbrüche zu beseitigen, ehe es zu spät war. Und das England der dreißiger Jahre war voll von solchem Zündstoff hungernder Verzweiflung. Geschrieben war das Buch von einem, der schon die schweren politischen und sozialen Zuckungen Englands nach den napoleonischen Kriegen und dann mit starken Hoffnungen den Reformkampf nach der Juli-revolution miterlebt hatte. Enttäuscht und gedrübt war das Ergebnis von 1832 über ihn gekommen und die Erfahrungen der Gegenwart hatten nun an seiner Arbeit über die französische Revolution mitgeschaffen. Thomas Carlyle, der Sohn eines schottischen Maurers, hatte das Werk geschrieben, und wenn Dickens den Gedanken des Verfassers schon aus dem eigenen Erfahren der radikalen Bewegung von 1830 bis 1832 nahe war, wenn er sich mit ihm traf in gemeinsamem Haß gegen all die verzerrten Einrichtungen des Staates, so sollte sich nun geradezu eine Art Waffenbrüderschaft zwischen ihm und Carlyle, dem wissenschaftlich geschulten Kopfe, entwickeln. Das Buch über die französische Revolution wurde ein Hausbuch Dickens'. Nach Jahren schrieb er einmal an einen Freund, er habe das „wundervolle Werk“ schon fünf-hundertmal gelesen. Das war während seiner Arbeit an dem Roman Die Geschichte zweier Städte (1859), worin Einzelschicksale so eng mit den Ereignissen der gewaltigen Pariser Jahre verbunden sind, daß der Leser in ihre Wirbel mitten hineingerät. Das wichtigste an diesem Roman ist aber die Art, wie Dickens aus den unendlichen Drangsalen von Knechtschaft und Hunger die harte Unerbittlichkeit aufgehen läßt, die ohne Erbarmen bergilt, was das Volk lange machtlos hinnehmen mußte. Carlyles warnende Stimme ist in diesem Buche. Erst recht eine epische Dichtung von der Verzweiflung der hungernden Massen ist der Roman War nab h Rudge (1841), in dem der unheimliche Aufruhr von 1780 geschildert ist, der London tagelang mit Feuersbrünsten, Erstürmung von Gefängnissen, Plünderungen erschütterte. Auch dieses Werk sollte der Öffentlichkeit zeigen, welche Schreden kommen müßten, wenn dem Elend der Massen nicht beizugehen abgeholfen würde. Eine große und graufige symbolische Verkörperung ver-geltender Hungerwut ist Dickens in diesem Romane gelungen: Weithin sichtbar und immer dort auftauchend, wo der Aufruhr das Wildeste wagt, reitet der Anführer Hugh, mit der Art in der Rechten, auf einem großen starken Brauerpferde, das mit abgefeilten Ketten aus dem erstürmten Gefängnisse von Newgate be-hangen ist, die bei jedem Schritte klirren und rasseln.

Carlyle, der 1839 in die Bewegung des Tages eingriff mit der kritischen Schrift „Chartismus“, war eine Natur, in der vorwärts-weisende Tatkraft und hemmendes Zaudern eng nebeneinander wohnten. Er war skeptisch nach zwei Seiten, nach oben und nach unten. Er zeigte den Herrschenden und ihrer Regierung, was ihre soziale Pflicht war, und war ein Segner eigenen politischen Handelns der Arbeitermasse, die eben anfang, sich als Klasse zu organisieren. Das Parlament war ihm seit der Reformbill zuwider, und nun kam es in der Chartistenbewegung 1842 und 1843 zu Zusammenstößen zwischen dem antiröngöllnerischen Bürgertum und dem Proletariat, das sich von den politischen Forderungen der Volks-charte nicht auf Nebengeleise ablocken lassen wollte. Aufständische Erhebungen der Arbeiterschaft geschahen damals, und Carlyles Hoffnungen auf den guten Willen und die Macht der Regierung, die drängenden sozialen Fragen zu lösen, sanken tief herab. Das blieb auch auf Dickens nicht ohne Wirkung, aber er war doch immer die gläubigere Natur. In jenen kritischen Jahren, die für die rein proletarische Weiterentwicklung der chartistischen Sache wichtig waren, schrieb Dickens zwei kleinere Weihnachts Erzählungen, die bis heute ihren dichterischen Auf bewahren konnten und damals insbesondere noch politische Aktualität besaßen. Die „Silber-glocken“ entstanden 1842 in Italien. Diese Erzählung war

eben das Ergebnis jener misstrauischen Abkehr von dem Glauben an die Billigkeit der herrschenden Klassen, ihre soziale Pflicht zu tun. Nun sollte die Erzählung dem Bedrückten verkünden, daß er das Glück, das er suche, bei sich selber holen müsse. In vollen Güssen schweberte der Dichter seinen Hohn wider die heuchlerische, sinnverdrehte bürgerliche Wohltätigkeit. Als die Erzählung fertig war, ließ ihm der Wunsch, vor allem Carlyles Urteil zu hören, keine Ruhe: im Winter jagte er im Schlitten über Mailand und den Simpton durch Süddeutschland und Frankreich nach London und las das Werk im Freundeskreise vor; beglückt konnte er einige Tage später wieder nach Italien zurückkehren. Und wieder malte er in den „Silbererglocken“ die drohende soziale Zukunft in feuriger Lohe. „Es wird, sagt der obdach- und arbeitslose Bill Fern, heute nacht ein Feuer sein. Es werden viele Feuer sein in diesem Winter, um die dunklen Nächte zu erleuchten im Osten und Westen, Süden und Norden. Wenn ihr den Himmel rot erstrahlen seht, dann werden sie beim Brennen sein; denkt dann nicht mehr an mich; oder wenn ihr es tut, erinnert euch, welch eine Hölle in meiner Brust angezündet war, und denkt, daß ihr diese Flammen in den Wolken widerscheinen seht.“

Fast man all das unermüdete Bemühen Dickens', den Ent-erben gegen die sozialen Hilfsmittel der Herrschenden — Arbeits-häuser und Gefängnisse — beizuspringen, zum Wilde zusammen, so zeigt sich freilich, daß er so wenig wie Carlyle und wie die sozial gerichtete Schicht bürgerlicher Politiker überhaupt zu irgend-welcher Klarheit über Richtung und Möglichkeiten der sozialen Entwicklung des Proletariats kam. Was der Klärung den Weg verirrte, ist vor allem der vormärzliche bürgerliche Unglaube, daß die Arbeiterschaft selber fähig ist, sich zu führen. Carlyle rief den „captain of industry“ zu den rettenden sozialen Taten auf, der auch für Dickens als der „Mann von Eisen“ der Former der Zukunft zu sein bestimmt war. Was sollte werden, wo nun die Führerschaft von oben her ausblieb? Carlyle verlor sich hilflos ins Blaue mit der Mahnung vagen Hoffens: „Arbeiten, und nicht verzweifeln!“ Und mit Carlyles Meinung harmonisiert Dickens, wenn er in der Erzählung „Weihnachtslied“, die 1844 ent-stand und von Thackeray als „nationale Wohltat“ gepriesen wurde, zwei seltsame, elende, verwahrloste Geschöpfe vor dem in Geldgier hart gewordenen, gegen alle Freude feindlichen Kaufmann Scrooge erschauern läßt. Der Geist, der Scrooge ins Gewissen redet und an dessen Gewand die beiden Wesen sich klammern, sagt: „Es sind des Menschen Kinder. Der Knabe ist Unwissenheit, das Mädchen Mangel. Güte dich am meisten vor diesem Knaben, denn auf seiner Stirn sehe ich das Schicksal der Menschheit geschrieben, wenn diese Schrift bis dahin nicht ausgelöscht wird.“ So verkehrte sich dem bürgerlichen Ideologen die kausale Ordnung der sozialen Erschei-nungen. Er fand den Ausweg nicht aus dem Labyrinth der sozialen Birnis. Aus dem aber sollte sich nun gerade jene Zeit der vier-ziger und fünfziger Jahre herausarbeiten. Ins Grenzland dieser Klärungsarbeit führt der bedeutsame Roman „Harte Zeiten“, den Dickens 1855 veröffentlichte. Er ist der treueste Spiegel der sozialen Gedanken Carlyles und war auch ihm gewidmet. Der Arbeiter Stephan Wadpool ist Dickens und Carlyle zugleich. Um ihn her organisiert sich die Arbeiterschaft als Klasse. Das Prinzip der proletarischen Kampforganisation ist bereits ihr oberstes Lebens-gesetz geworden: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Aber Wadpool bleibt für sich und wird abgestoßen, wie viel Achtung auch seine menschliche Vortrefflichkeit einflößen mag. Die Zeiten sind unerbittlich hart. Wadpool sieht die soziale Wirklichkeit schleierlos deutlich, aber er weiß keinen Ausweg. Er geht zu-grunde, indem er in einen tollliegenden Kohlensticht stürzt. Drunten gemordet wurden, und sein letzter Trost ist ein Stern, der aus unendlichen Fernen als Botenschaft einer entschädigenden besseren Welt in den Schacht herniederstrahlt. Sein sozialer Denker war im Leben und kommt auch im Sterben nicht hinaus über das auf totes Gleis festgefahrene Wort: „Alles ist Konfusion.“

Von diesem bedeutsamen Roman, den Daine eine kurze Zu-sammenfassung aller in den übrigen Schriften Dickens niedergelegten Grundsätze und Ansichten nennt, ist gesagt worden, er gehöre zu Dickens unpopulärsten Werken. Er stand eben damit zwischen zwei Lagern. Auf der einen Seite hielt er eine vernichtende Abrechnung mit den nationalökonomischen Heucheleien und Verrätheiten und den sozialen Vorurteilen der profitgierigen Bourgeoisie, mit den mandchesterlichen Tatsachen-Menschen, die die Arbeiter be-handeln, „als wären sie Ziffern in einem Rechenexempel oder Maschinen ohne Neigungen und Leidenschaften, ohne Erinnerungen und ohne Seelen, die hofften“. Aberrechnung auch hielt er mit jenen blasieren, schmarotzenden, junkerlichen Nichtstuern, deren einen er von sich sagen läßt: er sei „ein geldgieriges Stück Menschenfleisch, bereit, sich zu jeder Zeit für jede anständige Summe zu verkaufen“. Von diesen junkerlichen und jenen bürgerlichen Typen aus verhöhnt Dickens auch den Parlamentarismus, auch in diesem Punkte Carlyles überzeugter Genosse. Und auf der anderen Seite brach in den Harten Zeiten auch seine Abneigung gegen das ungefüge revolutionäre Schlagwort durch, das die Massen pakt. In dieser Abneigung war er sich seit den Tagen der Londoner Skizzen gleichgeblieben. Der jakobinisch gestimmte Cassiusubredner Rogers, den er damals zeichnete als Typus eines zahlreichen Geschlechts, das nicht wenig Unheil anrichte, hat sich in den seitdem verstrichenen zwanzig Jahren zu Gladbridge, dem Sprecher der organisierten Weber von Colctown, entwickelt, der

Didens ebensowenig wie einst Rogers sympathisch ist. Didens mischt sich da mit persönlichem Wort in den Gang der Erzählung ein; er wundert sich, daß die Arbeiter ihrem Sprecher erregt folgen. Der Glaube ist in seinen Augen falsch, daß jeder seine einzige Hoffnung nun darin sieht, sich mit seinen Kameraden zu verbinden. Aber er sieht, daß der Glaube „tief und wahrhaft ernst“ ist. „Auch konnte kein Zuschauer verfehlen zu wissen, daß diese Leute selbst noch in ihren Irrtümern große Eigenschaften zeigten.“

Die ideellen Gründe, die den Dichter veranlaßten, die Auseinandersetzung des Webers Bladpool mit den organisationswilligen Kameraden in breiter Ausführung in den Roman zu fügen, sind in jeder Beziehung für die Kenntnis Didens wichtig. Er sah in der Forderung des Anschlusses an die Organisation das Verlangen, daß „das Gefühl des einzelnen sich der allgemeinen Sache unterordne“. Daß er sich gegen dies Verlangen der Kampfdisziplin wehrte, wird verständlich, wenn man bedenkt, wie unerbittlich er zeit lebens gegen die seelische Verderbnis, gegen die geistige Verstümmelung und Verkrüppelung gekämpft hat, die, seit die Walze des rasend wachsenden neuen Kapitalismus über England hincollte, zum Kulturmerkmal des Inselreiches geworden war. Immer wieder schilderte er — gerade auch in den harten Zeiten — die Erstötung des Phantasielbens unter der Herrschaft eines Erziehungs-systems, das einzig die Entwicklung des Verstandes gelten ließ. Als Leiter und Redner zahlreicher Sitzungen und Kongresse von Arbeiterbildungsvereinen trat er gegen das arge Uebel auf, und so witterte sein Mißtrauen nun auch in den neuen Organisationen eine neue Gefahr. Die Zusammenhänge von individueller Entwicklung und ihren erzieherischen Möglichkeiten mit den Machtverhältnissen des Massenstaates hat er nie kennen gelernt. Der sozialistischen Gedankenbewegung stand er fern, und als die neuen pädagogischen Anschauungen ihren Weg machten, zählte er nicht mehr zu den Lebenden. Ausgerieben durch eine ungeheuerliche Vortragstätigkeit und bloß 58 Jahre alt, starb er am 9. Juni 1870. In der Westminsterabtei ward er begeben.

All die schreckliche Verwüstung der seelischen und auch körperlichen Lebens, die er gesehen, der bethlehemitische Kindermord, den die kapitalistische Industrie vor seinen Augen vollbrachte, steht aber auch in engstem Zusammenhange mit der Liebe, die sein Dichten den Kindern bewiesen hat. Sie waren ihm die Keime kommender Kultur. Auch hier spornte ihn sein großer Glaube: die Reform der Gesellschaft müsse in der Besserung der Individuen vorgebaut und fundamentiert werden. Kinder bargen in seinen Augen noch unverbildete die Möglichkeiten einer harmonischen Ausbildung von Denken und Fühlen. Er gab ihnen Eigenschaften, die sie zu Vorbildern und Lehrmeistern der Erwachsenen machten. Ueber ihre Jahre hinaus haben sie klugen Verstand, eine Willensstärke, die selbst bei Erwachsenen selten ist, ein Pflichtgefühl, das Didens wieder und wieder von den Großen forderte. Sie sind idealisiert durchaus, sind meist ein krasser Widerspruch gegen das Milieu ihrer Herkunft, aber auf ein ethisches Ziel lief alles Dichten Didens' hinaus. Hier eben waltet mit herrlicher Kraft sein optimistischer Humor, der in allen Wesen, selbst im härtesten Geuchler und furchtbarsten Mörder den Kern menschlicher Vortrefflichkeit freizuschälen weiß.

Es ist das Wesen seiner Romane, daß sie mit unverfälschter Spiegelung der Wirklichkeit einsehen und dann, wenn sie gezeigt haben, wie die Dinge und Menschen sind, eine Wendung in Handlung und Charakteristik gesehen lassen, die nun zeigt, wie die Menschen sein sollten, wenn die Welt werden soll, wie der soziale Ethiker sie träumt.

Wir möchten unsere Leser auf die neue Ausgabe von Dickens' Romanen hinweisen, die, von Richard Boozmann vortrefflich hergerichtet, im Verlage von Hesse u. Becker in Leipzig erscheint. Die bis jetzt herausgekommenen sechzehn Bände — jeder kostet gekunden und einzeln käuflich 2 M. — bringen alle wichtigeren Romane und jeder ist mit einer in kurzen Zügen brauchbar unterrichtenden Einführung versehen. Eine andere neu übersehte Dickens-Ausgabe erscheint bei A. Langen in München.

Aus Dickens' Schriften.

Obdachlos.

Obdachlos und allein auf offenem Felde zu sein, wenn man den Wind heulen hört und durch die ganze, lange, beschwerliche Nacht dem Tag entgegenbart: den Regen niederlassenden zu hören und unter eine alte Scheuer oder in einen Heuschaber oder in die Höhlung eines Stammes zu kriechen, um auf der vom Wind geschützten Seite ein wenig Wärme zu finden: das sind Dinge schauerlicher Art — aber doch nicht so schauerlich, wie es das Auf- und Niederwandern an Stätten ist, wo Obdach winkt und Betten mit Schläfern zu tausenden stehen, das Wandern eines heimatlosen, verstoßenen Wesens! Von einer Stunde zur andern Stunde über die fallenden Steine zu schreiten, die weiß man die tragen Schläge der Gloden zählt — die Lichter zu beobachten, die in den Schlafstudenfenstern

blinken — zu denken, wieviel glückseliges Vergessen ein jegliches Haus in sich einschließt: daß hier Kinder sind, die in ihren Bettchen gekauert liegen, daß hier Jugend, hier Alter, hier Armut, hier Reichtum, eins dem andern gleich in seinem Schlafe, eins wie das andere sich gleichertweise der Ruhe erfreut — nichts gemeinsam zu haben mit der schlummernden Welt um einen her, nicht einmal den Schlaf, diese himmlische Gabe, an der doch jegliches Geschöpf auf Erden seinen Teil hat; und mit nichts, nichts Verwandtschaft zu haben, als mit Verzweiflung — sich durch den elenden, jämmerlichen Gegensatz zu allem und jedem um sich her und bei jeglichem Anlasse weit schrecklicher einsam und weit schrecklicher verlassen und verstoßen zu fühlen, als in einer pfadlosen Wadenei: — das ist eine Art von Leid und Weh und Dual, worüber sich gar manches Mal die Flüsse großer Städte schliefen, und die einzig und allein die Einsamkeit unter Massen zu erwecken vermag.

Aus: Barnaby Rudge.

Die Stadt der Maschinen und Essen.

Es war eine Stadt von roten Ziegeln oder von Ziegeln, die rot gewesen wären, wenn es Rauch und Ruß erlaubt hätten; aber unter bewandten Umständen war es eine Stadt, natürlich rot und schwarz gefärbt wie das gemalte Gesicht eines Wilden; es war eine Stadt der Maschinen und der hohen Essen, aus denen sich endlose Rauchschlangen beständig emporwanden und nie müde wurden. Es besaß einen schwarzen Kanal und einen Fluß, dessen Fluten rot, von überfrierender Farbe waren, und lange, vielstöckige Gebäude voller Fenster, wo es den ganzen Tag rasselte und zitterte und wo der Kolben der Dampfmaschine eintönig auf- und niederging, wie der Kopf eines von trübem Wahnsinn besessenen Eselanten. Es entbielt mehrere große Straßen, die sich alle sehr ähnlich sahen, und viele kleine Straßen, die sich noch ähnlicher sahen, bewohnt von Leuten, die sich auch ähnlich sahen, die alle zu denselben Stunden, in demselben Takte, auf demselben Pflaster aus dem Hause kamen oder in die Häuser gingen, um dieselbe Arbeit zu verrichten, in denen jeder Tag ebenso war wie der gestrige und morgende, und jedes Jahr ebenso wie das vorige und das nächste.

Aus: Harte Zeiten.

Was es nicht bessern wird!

Sir, ich kann nicht mit meinem wenigen Wissen und meiner ungeschickten Weise dem Herrn sagen, wie es besser gemacht werden kann — obgleich es einige Arbeiter in dieser Stadt besser als ich tun könnten —, aber ich kann Ihnen sagen, was es nicht besser machen wird. Gewalt wird es nicht besser machen. Obzugen und Triumph wird es nicht besser machen. Sich verständigen, daß die eine Seite unnatürlicher Weise immer und ewig recht hat, und die andere Seite unnatürlicher Weise immer und ewig unrecht, wird es nie und nimmermehr besser machen. Die Sache gehen lassen, macht es auch nicht besser. Laßt Tausende und Abertausende unbekümmert ihres Weges gehen, alle das gleiche Leben führen und alle in dieselbe Konfusion geraten, und sie werden wie eine Masse sein, und sie eine andere, und zwischen beiden eine schwarze, unüberschreitbare Kluft so lange oder so kurze Zeit als ein solches Elend dauern kann. Sich nicht mit Freundlichkeit und Geduld und gemüthlicher Beise mit Leuten abgeben, die in ihren vielen Leiden so innig zusammenhalten und sich in ihrer Not mit dem unterstützen, was sie selbst bitter entbehren — wie es, glaube ich in aller Demut, kein Volk, das der Herr auf seinen Reisen gesehen, besser macht —, das wird es auch nicht besser machen, ehe die Sonne zu Eis wird. Und endlich sie als so viel Menschenkraft abschätzen und sie behandeln, als wären sie Ziffern in einem Rechenexempel, oder Maschinen ohne Reigungen und Leidenschaften, ohne Erinnerungen und ohne Seelen, die hoffen — wenn alles ruhig geht, sie anstrengen, als beläßen sie nichts von der Art, und wenn alles unruhig geht, ihnen vorwerfen, daß sie im Umgang mit Ihnen keine solchen menschlichen Gefühle verraten lassen, das wird es nie besser machen, ehe Gottes Schöpfung nicht umgeschaffen wird.“

Aus: Harte Zeiten.

Laßt mich ungeschoren!

„Wenn mich die Arbeit nicht wie ein menschliches Geschöpf erhält — wenn ich so schlecht leben muß, daß ich in und außer dem Hause hungere —, wenn ich sehe, daß ein ganzes Leben voll Tätigkeit so beginnt, so fortfährt und so endet, ohne eine Aussicht auf einen Wechsel zum Besseren, dann sage ich zu dem vornehmen Volke: „Haltet euch fern von mir und laßt meine Hütte ungeschoren. Meine Türen sind dunkel genug, ohne daß noch euer Schatten dazukommt. Von mir dürft ihr nicht verlangen, daß ich in dem Parke die Schau-stellung vermehre helfe, wenn's da einen Geburtstag, eine schöne Sprüchmacherei oder etwas der Art gibt. Führt eure Komödienten ohne mich auf, und mögen sie euch wohlbekommen. Wir haben nichts miteinander zu schaffen, und es ist am besten, wenn man mich gehen läßt!“

Aus: Silbestergloden.